

Himmelsscheibe von Nebra: 1000 Jahre jünger als gedacht?

Stammt der berühmte Fund nur aus der Eisenzeit, ist sein Nimbus passé.

Es war nicht nur eine archäologische Sensation: Im Jahr 2002 stellte die Polizei krimireif die „Himmelsscheibe von Nebra“ sicher, die Raubgräber drei Jahre zuvor in Sachsen-Anhalt gefunden hatten. Die Bronzeplatte mit Goldapplikationen von Sonne, Mond und Sternen gilt als älteste Darstellung dieser Art. Es lässt sich sogar der Sternhaufen der Plejaden erkennen – was man den Menschen der Bronzezeit, vor 3600 Jahren, nicht zugetraut hätte.

Aber wenn sie nun 1000 Jahre jünger wäre, nur aus der Eisenzeit? Dann wäre die Scheibe im Pizza-Format, Prunkstück des Museums in Halle und seit 2011 Unesco-Welterbe, auch ideell keine große Sache mehr. Ebendies behaupten nun die Archäologen Rupert Gebhard in München und Rüdiger Krause in Frankfurt.

Die Datierung steht auf wackligen Beinen: Weil Bronze keinen Kohlenstoff enthält und die Räuber ihren Fund gereinigt hatten, schied die ¹⁴C-Methode aus. Aber zu dem Hort, der auf einem Hügel vergraben lag, gehört auch ein Schwert, an dem Birkenrinde klebt – aus der Zeit um 1600 v. Chr. Alles steht und fällt also damit, dass die Artefakte am selben Ort in derselben Tiefe lagerten, wozu sich die Kriminellen widersprüchlich äußerten.

Die Forscher verneinen es nun, anhand von Indizien und einem Gutachten. Steckt dahinter nur gekränkte Eitelkeit? Das vermutet Landesarchäologe Harald Meller in der „Zeit“. Er diente damals der Polizei als Lockvogel und wurde seitdem durch seine recht spekulativen Forschungen rund um die Scheibe zum Star. Gebhard und Krause „schwören“ hingegen auf einen bronzezeitlichen Goldfund aus Bayern – den die meisten ihrer Kollegen für eine Fälschung halten... (red.)

Oper. „Ewiger Frieden“ ist die erste von sieben Uraufführungen beim Festival zur „Verbesserung der Welt“ im Sirene Operntheater: Jubel für Tragikomisches zur Ukraine.

Putins Tote, die es nicht geben darf

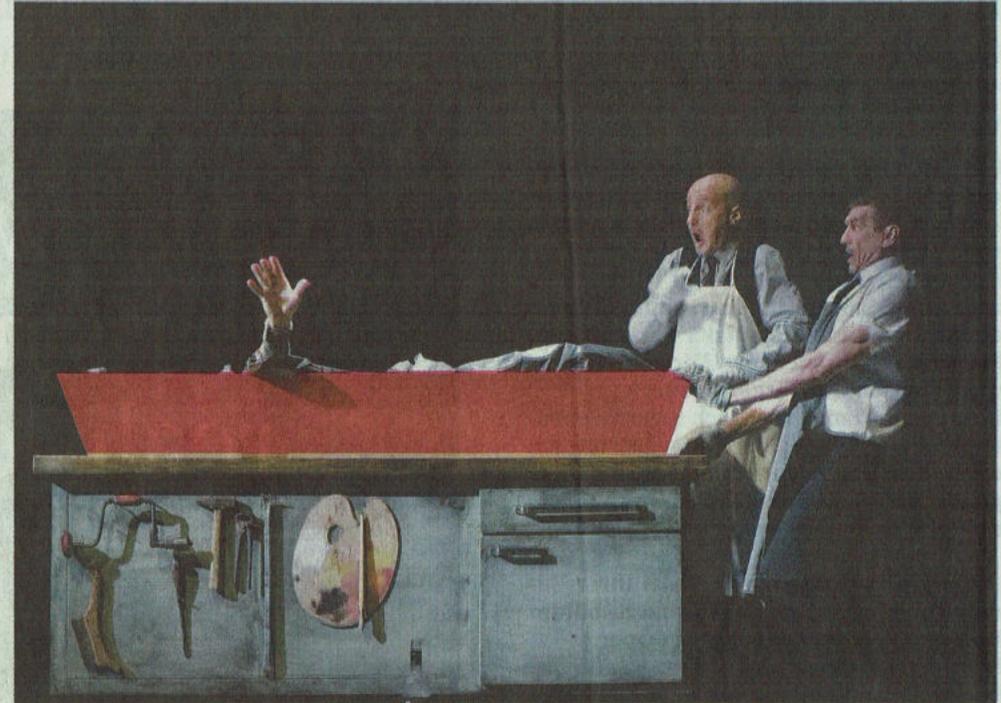
VON WALTER WEIDRINGER

Alltag bei den Bestattern Schukow und Schukin im ukrainischen Donezk. Putin spricht im Fernsehen: „Russische Truppen in der Ukraine gibt es nicht.“ Jaja, der Präsident „hält eisern Frieden“. Eine Lieferung trifft ein, für Anastasia Golubewna: Ihr Mann Sergej kehrt als „Cargo 200“ zurück. So nennt man die Holzkisten, mit denen gefallene russische Soldaten in Zinksärgen (Öffnen verboten!) nach Hause geschickt werden. Wobei: Wer soll wo gefallen sein? Weil es offiziell keine Kriege gibt, kann es auch keine Toten geben. Für Angehörige also kein Grund zu trauern: alles ein Irrtum! Der Ehemann, Sohn oder Vater, er ist auf geheimer Mission. Nur wer die Fassade aufrechterhält, bekommt Geld vom Staat. Aber was ist dann mit der Leiche im Sarg?

Auch freie Musiktheatergruppen trotzten der Pandemie. Das unermüdliche, immer wunderbar ins Große planende „Sirene Operntheater“ von Kristine Tornquist und Jury Everhartz hat sich gleich die „Verbesserung der Welt“ vorgenommen: So nennen sie jenes Festival, das noch bis Mitte November nicht weniger als sieben neue Opern präsentiert – im F23 Wien, dem Kulturzentrum in der alten Sargfabrik Atzgersdorf.

Opern als Werke der Barmherzigkeit

Verbindende Klammer sind die Werke der Barmherzigkeit aus dem Matthäusevangelium. Auch wenn der Begriff für Tornquist den Beigeschmack einer Gnade bekommen hat, anstatt menschenwürdige Behandlung auf der Basis von Recht und Pflicht auszudrücken. In den folgenden Werken kommen die Sorge für die Nackten, Durstigen, Fremden, Kranken, Hungrigen und Gefangenen aufs Tapet. Dabei werden Texte von Antonio Fian, Helga Utz, Thomas Arzt oder Tornquist



Bei diesen Bestattern geht es grotesk zu: Robert Chionis und Evert Sooster in „Ewiger Frieden“. [Armin Bardel/Sirene]

selbst in Musik von Julia Purgina, Gerhard E. Winkler, Dieter Kaufmann oder Thomas Desi gekleidet. Den Anfang machten aber die Librettistin Dora Lux und der Komponist Alexander Wagendristel mit „Ewiger Frieden“.

Darin wird der Umgang mit den Toten behandelt – auf tragikomische, leicht groteske Weise, die für Russland bestens passt. Tornquist hat als Regisseurin die stumme Rolle des Todes hinzuerfunden: Bärbel Strehlau gibt das tänzerische Faktotum im Bestattungsinstitut, in dem Robert Chionis und Evert Sooster als komische Käuze Schukow und Schukin salbadern, kichern – und es auch mit der Angst zu tun bekommen.

Wagendristels wendige, sich dem Text anschmiegende Musik spielt mit russischen Assoziationen vom Akkordeonklang bis zu Liedziten. Er hat auch Putins Sprachmelodie analysiert. Das Flexaton kringelt sich vor Lachen; klagende Streicher zeigen ohne Sentimentalität Mitgefühl für die junge Witwe (Tehmine Schaeffer); das Xylofon zuckt in einem Totentanz aus, wenn der tote Sergej (Gebhard Heegmann) wieder in die Kiste muss, nachdem er seine Story erzählt hat.

Lautmalerische Effekte und spannungsreich variierte rhythmische Muster sind beim Ensemble Reconsil unter Antanina Kallechytis in sorgsam-virtuosen Händen.